

Die „Arbeit“ erscheint täglich morgens und nachmittags, Sonntags und Montags nur einmal. Der Bezugspreis beträgt bei freier Zustellung ins Haus und durch die Post bezogen 22.12.—, im voraus zahlbar. Für Postbezug nehmen sämtliche Postämter Bestellungen entgegen. Unter Schreibband bezogen für Deutschland, Danzig, das Saar und Rheinland sowie die früheren deutschen Gebiete Polens und Luxemburg M. 22.—, für das übrige Ausland M. 30.—. Redaktion, Expedition und Verlag: Berlin C 2, Breite Straße 69

Die jedwede Kopiergebühr, oder deren Raum kostet 6.— M., einschließlich Anfertigung. Kleine Anzeigen: Das letzte Wort 2.— M., jedes weitere Wort 1.50 M., einschließlich Anfertigung. Laufende Anzeigen laut Tarif. Familien-Anzeigen und Stellen-Gesuche 3.75 M. netto pro Zeile. Stellen-Gesuche in Wort-Anzeigen: Das letzte Wort 1.50 M., jedes weitere Wort 1.— M. Fernsprecher: Zentrum 152 30—152 39

ARBEIT

Berliner Organ der Unabhängigen Sozialdemokratie Deutschlands

Deutsche Garantien für Frankreich

Eine deutsche Erklärung

EE. Washington, 23. November.

Der Deutsche Geschäftsträger in Washington, Baron Edmund von Ter mann, erklärte Zeitungsvertretern, daß er seit dem 1. August, daß Deutschland einem internationalen Gerichtshof neue Garantien geben wolle, damit die Furcht Frankreichs verschwinde, daß ein neuer Krieg ausbrechen könnte. Herr von Ter mann fügte hinzu, daß Deutschland arbeiten wolle, ohne gestört zu werden und ohne eine Besetzung der Ruhr fürchten zu müssen. Er versicherte, daß Deutschland geneigt sei, Garantien unter jeder möglichen Form anzubieten, damit die Welt Deutschlands Ernst anerkennen möge.

Eine Stimme der Vernunft

Bern, 22. November.

Der Berner Bund schreibt zur Rede Briand's: Wir wollen uns die Gegenfrage, wie es mit der moralischen Abklärung in Frankreich steht, sparen und nur sagen, daß uns die Befürchtungen des französischen Premierministers übertrieben erscheinen. Das Deutschland der Ludendorff'schen Zeit ist nicht das wahre Deutschland, jedenfalls nicht dasjenige, das die Macht in den Händen hat. Aber gerade diesem neuen Deutschland wird das Leben so schwer wie möglich gemacht und gerade diesem neuen Deutschland so wenig Vertrauen geschenkt. Man wird sich auch in Frankreich einmal anders einstellen müssen, mit der Kriegspolizei und der Angst abbauen und dazu kommen müssen, selbst einem geschlagenen und gewiß hart belästigten Gegner Glauben zu schenken.

Die schwarze Armee in Frankreich

Der sozialistische „Peuple“ verlangte von der französischen Regierung Auskunft über eine ihm von vertrauenswürdigem Quelle zugegangene Nachricht, derzufolge das Kriegsministerium zur Zeit im Geheimen die Aufstellung einer großen Armee farbiger Truppen vorbereite, die fast vollständig in Frankreich untergebracht werden sollen.

Zu dieser Anfrage erklärt die offiziöse Havas-Agentur, daß es in dieser Angelegenheit in Wirklichkeit kein Geheimnis gebe. Der Gegenstand über den Erlaß der Armee sage tatsächlich, daß die Einschränkung der Dienstzeit nur unter der Bedingung möglich ist, daß die Verminderung der Bestände durch die Aufnahme einer genügenden Anzahl Militärs ausgeglichen wird, die über die gesetzliche Zeit hinaus dienen, und andererseits durch die Einstellung von schwarzen Truppen. Es sei schon jetzt möglich gewesen, mit der Organisation dieser Sondertruppen anzufangen, indem die in Frankreich befindlichen Bestände vermehrt wurden.

Die Arbeiterkämpfe in Italien

I. Mailand, 23. November.

Das Abereinommen zur Beendigung des ligurischen Generalstreikes hat im wesentlichen folgenden Wortlaut:

Die Industriellen verpflichten sich, Dienstag oder Mittwoch die Betriebe im selben Umfang wie vor dem Streik wieder zu eröffnen. Beide Parteien irren darüber ein, daß noch vor dem 27. November ein definitives Abkommen über die Lohnverhältnisse abgeschlossen wird. Ueber die Dauer des Vertragsverhältnisses ist noch keine Einigung erzielt, jedoch sind beide Teile damit einverstanden, daß es zunächst bis zum 31. Dezember Gültigkeit haben soll. Sollte bis zum 27. November wider Erwarten das definitive Abkommen nicht abgeschlossen sein, so wird der Arbeitsminister um eine Entscheidung angerufen werden.

Der Generalstreik in Venetia dauert an. Eisenbahnen und Schiffe haben den Betrieb vollständig eingestellt. Zeitungen erscheinen nicht, selbst die Bäder streiken restlos. Der Regierungspräsident droht den Angestellten mit sofortiger Entlassung, wenn sie noch weiter im Ausstand verharren. Es kam zu Zusammenstößen zwischen Polizisten und Arbeitern, bei denen eine Bombe geworfen wurde, die einen Arbeiter schwer verletzte.

Die Eisenbahner von Neapel, die für ihre streikenden Kollegen in Rom in den Sympathiestreik getreten waren, haben die Arbeit wieder aufgenommen.

Amerika und China

EE. Paris, 23. November.

Bertinaz drahtet dem „Echo de Paris“: Die Amerikaner werden sich, wie sie es seit zwanzig Jahren in ihrer Politik gegen China taten, damit begnügen, darauf zu achten, daß politische Privilegien, die künftig in der Mandschurei und in der Mongolei erteilt würden, nicht von zu bedeutungsvollen Handelsvorrechten begleitet sind. Die von der zweiten Kommission angenommene Entschliessung macht es überflüssig, daß man sich weiter um die Frage kümmere, ob die Mandschurei und die Mongolei als Teile des chinesischen Reiches aufzufassen sind. Diese Frage aufzuwerfen, wäre nur nützlich gewesen, wenn man aus ganz China die Sonderrechte hätte verschwinden lassen. Damit hätte sich Japan aber nicht abgefunden. Die Mächte erkennen also an, daß sie Japan gewisse Vorteile zugestehen wollen und es im Besitz der Privilegien, die es inne hat, belassen wollen. Diese

veränderte Haltung Amerikas ist darauf zurückzuführen, daß die Regierung eine Art Dauerkonferenz einzurichten wünscht, die sich mit der chinesischen Frage zu beschäftigen hat. In dieser Hinsicht hatte Hughes bereits Briand Erklärungen abgegeben. Der Gedanke, daß die Amerikaner eine Art Gegenstück zum Obersten Rat für die chinesische Angelegenheit einsetzen wollen, kehrt mehrfach in Washingtoner Depeschen wieder.

Weitere sächsische Gemeindevahl-ergebnisse

Auch am vergangenen Sonntag fanden in zahlreichen sächsischen Gemeinden Kommunalwahlen zu den Gemeindeparlamenten statt. Sie ergaben das schon bekannte und gemischte Bild. Bemerkenswert ist, daß wiederum die U. S. P. erhebliche Erfolge verzeichnen darf. Wir haben folgende Ergebnisse hervor: In Weid a erhielt die U. S. P. 4 Sitze, die S. P. D. 3, die Bürgerlichen zusammen 5. Die R. P. D. ging leer aus. Die U. S. P. gewinnt 3 Sitze, die S. P. D. verliert 5. In Schaffenberg erhielten wir 3 Sitze, die S. P. D. 1. Bei der vorigen Wahl buchte die U. S. P. zwei, die S. P. D. 3 Sitze. In Glauch erhielt wir diesmal 4 Sitze, das letzte mal keinen. Ähnlich sind die Ergebnisse aus vielen Orten des Bezirkes Dresden: In Hlendorf zogen zum ersten Male zwei Arbeitervertreter ein. In Rottwerndorf hatten wir bisher einen Sitz inne, diesmal gewannen wir drei. Dasselbe Ergebnis liegt aus Oberhermsdorf vor. In Dölzchen gewannen wir zum ersten Male zwei Sitze. In Schmiedeberg erhielten die Bürgerlichen 5, die S. P. D. 6, U. S. P. und R. P. D. 4, in Braunsdorf erhielt die vereinigte sozialdemokratische Liste 6 Sitze, die bürgerliche 9 und die sogenannte unparteiliche Liste 1 Sitz. Conmannsdorf: S. P. D. 3, U. S. P. 3, Kommunisten 1, Bürgerlichen 1. Die U. S. P. befindet sich in einer erfreulichen Aufwärtsentwicklung.

Ein befristetes Ehrenwort

Die Spottgeburtstuliz

Vor einigen Tagen ist in Hamburg der Oberleutnant Boldt, der als U-Boot-Kommandant während des Krieges ungewarnt ein englisches Lazarettsschiff versenkt hatte und vor dem Reichsgericht zu einer längeren Gefängnisstrafe verurteilt worden war, aus dem Gefängnis entflohen. Er hatte dem Gefängnisdirektor das „Ehrenwort“ gegeben, nicht zu fliehen und dieserhalb große Erleichterungen im Strafvolzug bekommen, durch die ihm dann die Flucht ermöglicht wurde. Nun bringt über diese Angelegenheit die „München-Augsburger Abendzeitung“, deren Chefredakteur der Oberkassier Gottlieb Traub ist, auf Grund „zuverlässiger Informationen“ folgende Erklärung über das „Ehrenwort“ des Menschenjägers und Oberleutnants Boldt:

Die Behauptung, Boldt sei unter Bruch des Ehrenwortes entflohen, sei nicht zutreffend. Er habe allerdings dem Gefängnisdirektor ehrenwörtlich zugesagt, nicht zu entfliehen, aber nur auf die Dauer eines Vierteljahres. Diese Frist sei am 15. November abgelaufen gewesen und Boldt habe dem Gefängnisdirektor noch besonders auf diesen Umstand hingewiesen. Es könne daher keine Rede davon sein, daß Boldt sich einen Wortbruch habe zuschulden kommen lassen.

Wenn diese Darstellung den Tatsachen entspricht — und die Art, wie insbesondere Offiziere und andere Reaktionsäre vor deutschen Gerichten behandelt werden, läßt kaum einen Zweifel darüber zu —, dann ist hier wieder einmal eine jener Komödien aufgeführt worden, die die deutsche Justiz zum Gelächter und Gespött der ganzen Welt macht. Die Kappisten schreiben aus ihren sicheren Verstecken an das oberste Gericht des Reiches Briefe, in denen sie Bedingungen aufstellen, unter denen sie gewissermaßen geneigt sind, sich freiwillig zu stellen. Das oberste Gericht geht auf diese Bedingungen ein und läßt sich dann hinterdrein eine Nase drehen. Ein U-Boot-Kommandant, der heimtückisch eine große Anzahl Menschenleben vernichtet hat und dafür eine lächerlich geringe Strafe erhält, bekommt wesentliche Straferleichterungen, gibt als Gegenleistung dafür ein sogenanntes Ehrenwort ab, das aber, wie er ausdrücklich versichert, nur „für eine bestimmte Frist“ gelten darf, und flieht dann, nachdem er vorher den Gefängnisdirektor darauf aufmerksam gemacht hat, daß die „Frist“ des Ehrenwortes abgelaufen sei.

Das ist die deutsche Justiz, so sieht sie aus. Und diese Justiz verlangt Achtung von der Bevölkerung, obwohl ihr nach all den vielen Fällen von Einseitigkeit und Parteilichkeit nur die tiefste Verachtung gezollt werden kann.

Explosion in Ludwigshafen. Am 21. November, vormittags 9 3/4 Uhr, explodierte im Bau 34, Wasserstoffabfüllung, Altes Werk der Badischen Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen, beim Komprimieren eine Wasserstoffflasche. Zwei Arbeiter sind tot, mehrere acht mehr oder weniger schwer verletzt.

Memel

Ein kapitalistischer Kuhhandel

Kowno, 21. November.

Der litauische Sejm nahm eine Entschliessung an, die der litauischen Regierung bei ihren Verhandlungen über die Angliederung Memels an Litauen als Unterlage dienen soll.

Aus Ostpreußen wird uns geschrieben:

Seit etwa einem Jahr werden von den rechtsstehenden Zeitungen und von den bürgerlichen Blättern überhaupt faustdicke Lügen über die politischen Zustände im Memelland, über die Wünsche und Hoffnungen der Bevölkerung bezüglich der staatsrechtlichen Gestaltung des Memellandes gebracht. Vor allem aber die ostpreussischen und die Königsberger Zeitungen hehen und hehen und gehen mit der geradezu blödsinnigen Behauptung hausieren, der polnische Staat wolle nicht nur das Memelland, sondern ein gut Stück Ostpreußen dazu verschlucken. Der deutsch-litauische Heimatbund, der ganz im geheimen eine rührige Agitation betreibt, sich im übrigen aber hinter allerlei Schleiern und Schlingen versteckt, weil er sich angeblich nicht in die Karten gucken lassen darf, damit die Entente nicht weiß, was gespielt wird (o dieser naive deutsch-litauische Heimatbund!), hat ein gehöriges Teil mit dazu beigetragen, daß die große Öffentlichkeit über die Dinge, wie sie wirklich im Memelland liegen, vollständig falsch informiert worden ist. Rechter Hand, linker Hand, alles ist hier vertauscht, und es zeigt sich bei dieser Art der öffentlichen Behandlung der politischen Zustände des Memellandes wieder einmal mit aller Deutlichkeit, wie Lügen, Entstellungen und Verdrehungen des wahren Sachverhalts mit dem sogenannten Patriotismus immer Hand in Hand gehen. Der deutsch-litauische Heimatbund hat nun dieser Tage abermals vollständig falsche Veröffentlichungen über die Stimmung der Bevölkerung des Memellandes gemacht, und es scheint daher hohe Zeit, einmal das wahre Angeht dieser Angelegenheit zu zeigen, ohne Schleier und Schminke.

Durch den Versailler Friedensvertrag wurde bekanntlich das Memelland von Deutschland abgetrennt. Was mit diesem Gebiet werden und wer politisch Herr in diesem Hause sein sollte, darüber schweigt sich der Friedensvertrag aus. Das Memelland hängt staatsrechtlich gewissermaßen in der Luft, und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Damals, als in Versailles die Abtrennung von Deutschland beschlossen wurde, rangen die Memelländer verzweifelt die Hände und riefen nach Deutschland hinein: Rettet uns! In Deutschland, und namentlich in Ostpreußen, wurde denn auch bald eine Rettungsaktion für Memel versucht. Allein die Sache war sehr schwierig. Man sondierte das Terrain und erfuhr sehr bald von der Entente, daß sie in eine Volksabstimmung à la Ostpreußen nicht willigen werde.

Den Männern aber, die sich für die Memelländer und ihren Wunsch, nicht abgetrennt und losgerissen zu werden vom alten Vaterland, mit aller Energie einsetzten, wurden nicht lange darauf durch ganz andere Mächte im Memelland selbst die Hände gebunden. Nach Memel war als französischer Kommissar Herr Petis ne gekommen. Er verstand es, das Vertrauen der einflussreichen und maßgebenden Kreise Memels zu gewinnen, er löderte vornehmlich die kapitalistischen Kreise durch allerhand Versprechungen, und bald waren der sehr „geschäftstüchtige“ frühere Oberbürgermeister von Memel, späterer Landespräsident, und mit ihm die Mehrzahl der Bevölkerung ganz anderer Ansicht. Man wollte und will von einem Anschluß an Deutschland gar nichts wissen! Auf der Tagung der ostpreussischen Städte in Elbing vor ein paar Monaten hat diese Tatsache mit aller dankenswerten Deutlichkeit der Tüftler Oberbürgermeister Dr. Wohl, einer der wenigen aufrechten ostpreussischen Demokraten, festgestellt und gleichzeitig sein Bedauern darüber ausgedrückt, daß die nicht um Hilfe flehenden Memelländer jetzt mit stolz abweisender Gebärde den deutschen Brüdern zurufen: „Was wollt ihr von uns, wir haben mit euch nichts zu schaffen, kümmert ihr euch gefälligst um eure eigenen Angelegenheiten!“

Wohin zielt nun aber die Politik der Memelländer? Zunächst haben sie nur einen Weg zum Ziel, sie wollten ein selbständiger Staat werden. Um die Berechtigung ihres Lebens und ihrer Lebensführung zu beweisen, stellten sie einen Etat auf, der kein Defizit aufwies. Aber bald machten Steuer- und Finanzsachverständige darauf aufmerksam, daß dieser Etat lediglich ein Scheinobjekt und künstlich frisiertes Gebilde sei, daß die nur kleine Bevölkerung des Staates Memelland auf die Dauer nicht in der Lage sein werde, dergleichen hohe Steuerlasten zu tragen, damit der Etat in Einnahmen und Ausgaben balancieren und daß namentlich dem kleinen Mann und dem Arbeiter einfach unerträgliche Steuerpakete auf den Rücken geschuldet würden. Ein anderes kam hinzu. Staatsrechtler wiesen darauf hin, daß Memel als selbständiger Staat sich nicht halten und ernähren können, daß vor allem der benachbarte Staat Litauen den neuen Staat Memel den Klein durch Zollschrauben und allerhand Schikane abspürren werde.

Man richtete man in Memel die Aufmerksamkeit auf Litauen, und zwar Petisno half geschickt und unauffällig nach. Man ist heute überzeugt, daß eine eventuelle Einverleibung in Litauen dem Memelland ebenfalls allenthalben Vorteile bringen könne. Mein Gott, Geschäft ist Geschäft! Schön! Dann soll man das aber offen und ehrlich erklären und sich nicht patriotische Entrüstung anschminken, wie es der deutsch-litauische Heimatbund tut. Die Herren dieses Bundes haben zwar vor einiger Zeit Erhebungen im Lande angestellt, wie groß die Zahl der Einwohner ist, die nach Sitten, Gebräuchen und nach der Sprache zu den Litauern zu zählen sind, und sie konnten mit der Feststellung aufwarten, daß die Zahl der Deutschen im Memelland größer sei als die Zahl der Litauer. Als aber unlängst auf Veranlassung von Petisno ein waldhechter Litauer von der großlitauischen Bewegung zum Präsidenten des Memellandes gewählt wurde, da schwebte der deutsch-litauische Heimatbund humpelnd. Daß sich im übrigen die Litauer, die so lange unter der Herrschaft Preußens unterdrückt waren, rühren und ihre Hände nach dem Memelland recken, ist nur zu natürlich. Das weiß auch der deutsch-litauische Heimatbund, aber er will es nicht wahr haben.

Auf der andern Seite darf nicht außer acht und Ansehen gelassen werden, daß auch Polen das Memelland zu — „schönen“ weiß und namentlich nach dem schönen, bedeutend ausgebauten und ausgebaagerten Hafen von Memel schielt. Wie immer, kommen die Memelländer schließlich ins Gedränge, werden sie am Ende in den polnischen Staat gedrückt, haben sie es sich selbst und ihrer — Geschäftstüchtigkeit, die das Land verschächert hat, zuzuschreiben. Der Leidtragende würde wieder einmal das Proletariat sein, das die Suppe auslöffeln müßte, die die „patriotischen“ Kapitalisten ihm in den Kessel geschüttet haben.

Offiziere

Ein Unverständliches Urteil wurde dieser Tage vor dem Landgericht Dresden gefällt. Der Anklage lag folgender Tatbestand zugrunde:

Am 19. Januar 1920 kam es auf dem Schießplatz in Zeltzheim zu einem Schenken. Am genannten Tage war eine Batterie des 12. Reichsmehr-Ärtillerie-Regiments aus Oberschlesien in Köderau eingetroffen. Der Zug wurde von Köderau aus von dem Rangierführer Raumann übernommen. Der ungewöhnliche lange Militärzug war in zwei Hälften geteilt und auf zwei Gleise gestellt worden. Hauptmann Friedrich Wirth, der Transportleiter, befahl dem Rangierführer, die zweite Hälfte umzutangieren, damit sie bequemer zu entladen sei. Raumann weigerte sich, indem er auf seinen Befehl hinwies, daß er sofort mit seiner Lokomotive wieder nach Köderau kommen solle, erbot sich dagegen, nach Erledigung seiner Verpflichtungen wiederzukommen. Da rief der Hauptmann einen Posten mit Karabiner an die Maschine, befahl zu laden und gab weiter Befehl, alles zu erledigen, wenn die Maschine fortfährt. Als Raumann mit seinem Beamten Riene machte, fortzufahren und die Maschine anrückte, kam Hauptmann Wirth angefahren, entriegel dem Posten das Gewehr und hielt es schußfertig auf den Führerstand der Lokomotive. Die Maschine stand still, da alle glaubten, der Hauptmann würde schießen. In diesem Augenblick kam auch der telephonische Befehl aus Köderau, daß Raumann sofort mit seiner Maschine nach dort kommen solle.

Der Hauptmann entschuldigte sein Verhalten damit, daß er erklärte, er sei erregt gewesen. Von sachverständiger Seite wurde in der Beweisaufnahme betont, daß unermessliches Unheil eine geringe Störung des Fahrplanes herbeiführen kann. Am 10. unerschütterter war der Versuch des Hauptmanns, Raumann an der Ausübung seiner Pflicht zu behindern. Der militärische Sachverständige, ein Major Bongratz, erklärte allerdings das Verhalten des Hauptmanns für berechtigt und im Einklang mit den militärischen Instruktionen. Er hätte für seine Truppen sorgen wollen.

Was geschah nun mit dem schiefwütigen Hauptmann? Er wurde in der ersten Instanz zu 1000 M. Geldstrafe verurteilt. Die zweite Instanz jedoch fand dieses Urteil zu hoch und hielt 500 M. für eine angemessene Sühne. Das Urteil wird, wie so manches, berechtigtes Kopfschütteln bei allen Urteilsfähigen her-

verrufen. Das Gericht erkannte die Motive des Hauptmanns als durchaus lobenswert an. Der Eisenbahner aber, der seine Pflicht tat und dieserhalb mit dem Tode bedroht wurde, fand kaum den Schutz der Gerichte, und es fehlt nur noch, daß er für schuldig befunden wurde. So entspricht es dem System der heutigen Justiz.

Bureaukratischer Schwachsinn

Einer Berliner Firma ging am 27. September d. J. folgendes Schreiben zu:

Herren Gebrüder G Berlin.
Die Ihnen unter dem 26. d. M. 21 gutschriebenen N. 1101,61 für Rechnung Gebr. K in K sollen nach einer uns heute zugegangenen Mitteilung für Sie nur mit N. 1101,60 Differenz N. 0,01 bestimmt sein. Wir erlauben Sie daher ergebenst, uns baldmöglichst einen roten Scheid über N. 0,01 zu unserer Gunsten überfenden zu wollen und danken im voraus für umgehende Erledigung der Angelegenheit. Den Scheid bitten wir bei der Stelle für Ermittlungen abgeben zu lassen.

Girokonto der Reichshauptbank. Gez. 2 Unterschriften.
Um also den Fehlbetrag von sage und schreibe 1 Pf. einzuziehen, wird ein großer Briefbogen, 1 Kuvert und eine Briefmarke verwendet, die mindestens einen Gesamtwert von 70 Pf. haben. Hinzu kommt die Leistung der Stenotypistin und die schätzenswerte Geistesarbeit jenes schwachsinnigen Bureaukraten, der einen ganzen Apparat für Buchungen in Bewegung setzt, um eben diesen besagten Pfennig in seine Kasse zu bekommen. Es fehlt nur noch die Forderung, daß die Zahlung dieses einen Pfennigs möglichst in ausländischer Valuta zu erfolgen hat.

Lenin als Reformist

OE. Berlin, 22. November.

Lenins Jubiläumsartikel in der Moskauer „Pravda“, der nunmehr im Wortlaut vorliegt, enthält ein viel entscheidenderes Bekenntnis Lenins zum Reformismus, als die telegraphischen Auszüge bisher erkennen ließen. Lenin erklärt, daß die Revolution vor der Notwendigkeit stehe, zu einer neuen „reformistischen“, allmählichen, vorsichtigen Methode überzugehen; nicht die Zerstörung des alten Wirtschaftstypus, des kleinen Unternehmertums, des Kapitalismus, sondern die Wiederbelebung des Handels, der Kleinwirtschaft, des Kapitalismus sei jetzt das Ziel. Die echten Revolutionäre müssen unweigerlich zugrunde gehen, wenn sie meinen, die große hegemonische Weltrevolution müsse unter allen Umständen alle Aufgaben auf revolutionäre Weise vollbringen. Es bedeute keine Panzererklärung, wenn die Sowjetregierung gezwungen sei, auf denselben Gebieten, wo sie mit den allerrevolutionärsten Maßnahmen vorgegangen war, nunmehr zu einem ausgesprochen reformistischen Verfahren überzugehen. Während, nach der Lehre von Marx, vor dem Siege des Proletariats Reformen nur ein Nebenprodukt des Klassenkampfes seien, bieten sie nach dem Siege dem Lande außerdem eine notwendige und berechtigte Atempause, wenn für ein weiteres revolutionäres Fortschreiten keine Kraft mehr übrig sei. Je bewußter der angetretene Rückzug vollzogen werde, desto rascher werde man von neuem zum Angriff übergehen können.

Wenn Lenin sich weiter so katastrophal nach rechts entwickelt, wird er bald die Rechtssozialisten weit hinter sich zurücklassen. Der erste Fall wäre das allerdings nicht, daß überradikale Utopisten, wenn sie ihre phantastischen Pläne preisgeben, jeden Rekord der Anpassungsfähigkeit schlagen.

Hyndman gestorben

Eine Londoner Depesche meldet den Tod des bekannten englischen Sozialisten H. M. Hyndman, der im Alter von 79 Jahren einer Erkältung erlegen ist, die er sich im Verlauf einer Versammlung zugezogen hat.

Mit Hyndman ist eine der bedeutendsten Persönlichkeiten des englischen Sozialismus aus dem Leben geschieden, mit dessen Namen die sozialistische Bewegung in England in den letzten vierzig Jahren eng verknüpft ist. Einer reichen bürgerlichen

Familie entstammend, geriet Hyndman in harten Gegensatz zu den herrschenden Strömungen durch die Eindrücke, die er bei seinen Reisen in den englischen Kolonien erlangte. Insbesondere waren es die Verhältnisse in Indien, die dem jungen Hyndman die Augen über die englische Kolonialpolitik öffneten. Die furchtbaren Hungersnöte in den Jahren 1876 bis 1879 in Indien veranlaßten ihn, die Unhaltbarkeit der indischen Zustände mit den eigenen ähnlichen Materialien der englischen Regierung darzulegen. Seine Sympathien für den Sozialismus verfestigten sich, als er durch das Studium von Marx' Kapital für die Grundgedanken des wissenschaftlichen Sozialismus gewonnen wurde. Zu Anfang der achtziger Jahre tritt er aktiv in der sozialistischen Bewegung Englands auf, wo er im Verlauf einiger Jahrzehnte eine führende Rolle einnahm.

Die Krise des Sozialismus, die der Weltkrieg heraufbeschwor, warf auch Hyndman so weit nach rechts, daß das Band zwischen ihm und der proletarischen Bewegung zerriß. Hyndman wurde zum Führer des englischen Nationalsozialismus, der sich in harten Gegensatz zum internationalen Grundcharakter der sozialistischen Bewegung setzte. Dies ist wohl auch die Ursache, daß Hyndman in den letzten Jahren, wo die proletarische Bewegung in England sich wieder mächtig emporstreckte, aus der Öffentlichkeit so gut wie völlig verschwand.

„Heran an die Massen!“

In ihrer Suche nach zugkräftigen Parolen ist die „Rote Fahne“ vor kurzem der Anweisung ihres Oberhirten Sinowjew gefolgt, der in einem Sendschreiben allen kommunistischen Zeitungen anbefahl, ihre Spalten zum größten Teil mit Briefen von Arbeitern, Soldaten, Arbeiterinnen und Bauern zu füllen. Prompt erschien denn auch in der „Roten Fahne“ eine Anzahl von „Arbeiterbriefen“, die entsprechend der demagogischen Einstellung des Blattes als Briefe von angeblichen U.S.B. und S.P.D.-Mitgliedern bezeichnet wurden. Mit diesen „Arbeiterbriefen“ wurden dann die Kosten der gegenseitigen Verheugung der Arbeiterschaft bestritten, die bekanntlich das tägliche Brot der Kommunisten bildet. Was von der ganzen „Aktion“ zu halten ist, schildert sehr hübsch das Organ Paul Leons „Unser Weg“ (Nr. 13-14), der seine Pappenheimer kennt. Es heißt in diesem Artikel:

„Glaubt man etwa in Moskau, daß nun die deutschen, die französischen, die englischen, die italienischen Arbeiter auf den Sinowjewischen Befehl hin beginnen werden, die Briefe zu schreiben, an die man in der Exekutive denkt? Sollte man bei diesem auf so mechanischen Anschauungen beruhenden Befehl übersehen haben, daß man zu den Arbeiterbriefen auch die Briefschreiber braucht? Oder denkt man etwa, daß derartige Briefe zur Anregung zum Briefschreiben für die Arbeiter zunächst von Redaktions wegen fabriziert werden können? Bei der Anschauung, daß man kommunistische Zeitungen um der Werbelkraft willen von bürgerlichen Journalisten machen lassen könne, wie sie Kadebel aussprach, ist das Wahrscheinliche. Die Praxis aber wird jedenfalls so sein. Schon die Bemerkung, mit der die „Rote Fahne“ das Sinowjewische Schreiben verfaß, weist darauf hin: die Umstellung wird sofort vollzogen werden, die Vertrauensmänner werden schleunigst darüber beraten. Und pünktlich erschien am anderen Tag der erste Brief aus dem Betrieb. Kann man sich dümmere anstellen? Jeder Arbeiter wird nach dieser Overtüre die „Arbeiterbriefe“ der „Roten Fahne“ sehr kritisch ansehen. Und nur zu leicht ist es, zu erkennen, daß der Arbeiter aus dem Betrieb niemand anders ist als Kadebel, der fruchtbarere Briefschreiber, der heute Arbeiter, morgen Soldat, übermorgen Arbeiterin und Bauer ist, immer aber bei seiner fruchtbarsten Briefproduktion bleibt, deder er ist — eben Kadebel. Die Leute von der „Fahne“ sollen die Arbeiter nicht für so dumm und sich für so furchtbar Ang halten. Sie reden zwar „heran an die Massen“ — aber aus ihrem Tun spricht eine Geringschätzung der Massen, die diese Parole entwertet zu einem höchst wertvollen mechanistisch-militaristischen Einschlag. Statt Arbeiterdemokratie — aufgefälschter Absolutismus.“

Dieser aufgeklärte Absolutismus, der dem deutschen Kommunismus von Moskau aus eingetrichtert ist, und der an die Stelle freier Selbsttätigkeit der Massen Generalsparolen eingebildeter, aufgeblasener „Führer“ setzt, wird nie in der Lage sein, der Arbeiterbewegung neue Ideen zu geben, neue Wege zu weisen. Er wird vielmehr immer schimpfend und nörgelnd hinter der Weltgeschichte einherlaufen und nur neue Zwietsch in die Arbeiterbewegung hineintragen.

Musik

Musik, Musik und Musik! Man hört Sinfonien, Chorwerke, Klavier- und Violinkonzerte, Lieder, — alles spiegelt im Großen und Kleinen die ewig wogende Welt, den ewig wogenden Geist. Man gibt sich den Tönen hin, liebet und leidet als der Bestirnte, und eines Tages holt man Erinnerungsbilder wie aus einem vergessenen, schönen Leben heraus.

„O, Ködchen rot, der Mensch liegt in größter Not“, Mahlers 9. Sinfonie steht auf. Man vernahm ihn, heraufbeschworen durch Dostar Fried, in der Scala, die, wenn alle äußeren Dinge besser arrangiert wären, der Philharmonie eine legendäre Konkurrenz bieten kann. Fried führte die himmlische II. Sinfonie auf. Das ist keine so „himmlische Sinfonie“, wie die von Schumann benannte C-dur von Schubert, aber sie klingt tatsächlich halb schon im Himmel. Und Fried zog mit energischer Größe und Begeisterung die andächtigen Lauscher hin. Seine Augen und seine Hände haben die Gesänge und alle Schönheiten des großen Wunderorchesters hinaus und hinaus, kein Anstich war nah vor Jubel, als er, innerlich mitweinend, endete. Mahlers, des herrlichsten Meisters nach Beethoven, über den nun aller Streit beendet ist, würdig. Welches Orchester spielte? Das außerordentliche Reklameprogramm sagt es nicht. Aber der Staatschor sang, daß man seine Freude hatte. Da merkte man, was ausgezeichnete Sänger zu leisten imstande sind. Und die Solisten Franzelli mit ihrem hallenden tiefen Alt, der wie von einem biden, jarten Engel herkommt, verteilte sich in den Inhalt der Gesänge und bewirkte Freude und Frömmigkeit. Die Siebente von Bruckner kam nicht so rein aus den Händen Hugo Reichenbergers hervor. In schon Bruckner selbst ein mühseliges Kapitel, so muß er wenigstens mit Temperament dargeboten werden. Reichenberger aber ist phibistritz im Empfangen aller Partikularitäten, und genau so überträgt er seine Eindrücke, unaufdringlich oder leicht, aufs Publikum.

Etwas mehr und mit reicherer Lyrik zu reden ist schon vom Dirigenten Pomeranzeff, der, wie ich hörte, im kaiserlichen Moskau eine geachtete Rolle gespielt hat. Man kann es begreifen. Seine Bornehmtheit ist wirklich echt, und wenn es sein muß, fliegen seine Arme durcheinander und machen ein entzückendes Holys-Fokus. Sein Programm war durchweg interessant. Tanejeffs Zwischenaktmusik aus der Oper „Dresica“: wie anders klingen hier die Bläser, wie nobel und romantisch! Man möchte zu gern die darauffolgende Oper hören. Moussorgskys „Une nuit sur le mont chauve“ (Eine Nacht auf dem kalten Berge) ist eine russische Walpurgisnacht mit Bindgeheul und Gestertoben. Im Pomeranzeffs Bewegungenschaufel der ganze tolle Berg, pfeift die ganze Pantomime vorüber. Denn nur eine solche ist diese Musik, trotz ihres wundervoll verträumten Schlusses. Tchaikowskys C-moll-Konzert spielte der bekannte Virtuosit Siloti recht laut und verdorren. Man hat dieses Werk hier in Berlin schon ein Duzendmal ganz anders gehört. Was nützt uns die fliegende, selbstverständliche Technik, wenn das Werk lieblos preisgegeben wird. Der Sänger Schellios, ein ausgesprochen

scharfer Bühnenmann, mit prächtigem Bariton, aber mit etwas barbarischen Einschlag im Timbre, brachte eine Arie von Tchaikowsky, und zum Schluß gab es noch das langandauernde Märchenwunder „Scherzazada“, wohl Rimsky-Korsakows schönstes Orchesterwerk. Zwar ebenfalls ein wenig russisch-roman-tisch, aber wie kein, kein gearbeitet! Welche Dingenführung in den Heigen, die sich wie Wälder und Wiesen spannen und so zauberhaft loden wie versunkene Orientstücker. Welche Echo in den Instrumentalgruppen und welches Herwobubeln von Derwischen und schönen Frauenleibern! Die Gesellschaft „Russii“ zur Verbreitung russischer Kunst und Literatur im Ausland hat sich mit diesem schönen Konzert ein Verdienst erworben.

Wie haussbaden war dagegen das dritte Sinfonie-Konzert des Deutschen Opernhaus-Orchesters. Nach der von Professor Krasfeld gedachten Mozartsonate in G-moll, spielte Professor Klingler L. Spohrs Gesangslied. „Professor Spohr“, Professor K. und noch einmal Professor K. — das ist schon ein Programm für sich. Dazu kam, wie es sich gehört, der ausgewärmte Kohl von Karl Rämpf mit einer Sulte „Aus baltischen Landen“. Brav, brav und brav — einfach furchtbar. Natürlich muß man Neues bringen, aber das Neue muß doch wenigstens ein klein wenig neu sein, und nicht nur brav. Der dritte Teil des Russi-Programms hätte wenigstens, um das zahlreiche Publikum zu begeistern und zu erheben.

Der folgende Dirigent Bruno Kittel führte, zum ersten Male in Berlin, das „Fiat Mater“ von Dvorak auf. Ebenfalls nur handwerklich, aber immerhin hat man nun einmal dieses Werk gehört, das in nachlässiger Manier das Leiden um Jesus schildert. Leider zu zahl. „Loh mich Christi Tod erleiden“ aber „Loh mich keine Strafe neu erdulden“, was müssen das für Wehrzeuge sein! Am innigsten war wieder das Allsol der Frau Branzeff. Auch das Schlußstück hinterließ einen reinen Eindruck. Von irgendeiner Ershütterung konnte nicht die Rede sein. Darauf folgte das „Te deum“ aus den „Drei heiligen Stücken“ des fünf- undachtzigjährigen Verdi. Schön wie Verdi, aus klingender Italienerseele heraus. „Auf dich o Herr, hab ich gehofft, laß mich nicht irre werden in Ewigkeit“, dies vom großen Greise vor dem Tode gebetet, wie stimmt es nachdenklich!

Anders als die Musiken des Chores der Singakademie „unter Leitung ihres Direktors Professor Dr. Georg Schumann“. Schumann ist ein vorzüglicher Musiker und bringt technisch vieles gut zustande, aber dieses schlechte Stimmaterial! Natürlich haben viele der Damen schon unter Willow miligewirkt, das wissen wir; aber nun sollten sie sich doch endlich ruhig verhalten. Das Ergebnis dieses Abends war Händels „Cecilia“, ein wundervolles ausholendes Barockstück, von Frau Carlforti meisterhaft gesungen. Solche guten Kolossalstücken hört man heute mehr als selten.

Auch der Schuberthor hat sich verflechtet. Sein Dirigent Scherzen arbeitet mit den feinsten Nuancen, wenn auch manchmal zu launenhaft. Die Verteilung von Piano und Forte im Volkslied „Dranten im Unterland“ ist durchaus willkürlich. Im Material kommt wohl jetzt kein Arbeiterchor dem Schuberthor gleich. Daß man die Stimmen bilden müsse, daß

man den Sängern zeigen muß, was Schönsingen heißt, das hat Scherchen wie kein Dirigent begriffen, und die Folgen sind logen-reich. Aber wie unrein klang dieser Chor! Und wie ungleich. Soeben hat er das „Ständchen“ von Wolfmutter ausgezeichnet vorgelesen, laubt, daß es eine Freude ist, dafür aber den „Abendchor“ von Kreuzer und später „Schlafwandler“ von Hegar nervös und unsauber. Bemerkenswert war das erste Singen eines von Kasebern d'Arzuto in letzter Zeit herangebildeten Kinderchors. Von einem künstlerischen Eindruck konnte nicht die Rede sein — auch die Kinder klangen unrein — aber für die Zukunft läßt sich einiges erwarten.

Kunder, wenn auch nur aus gusbürgerliche Art, war das Herbstkonzert des Berliner Sängerkörpers. Das Programm war anregend. Orgel, gut zusammengestellte Stücke aus der Zauberflöte und Chöre wechselten ab. Es wurde gut und derb gelungen, und die Zuhörerhaft kam auf ihre Kosten.

Auch an Sologelung war kein Mangel. Georg Liebling, ein anderer Virtuosit, gab nach vielen Jahren einen Kompositionabend mit Liedern, die Emmy Land von der Hamburger Oper mit schönem leuchtendem Sopran zu Gehör brachte. Wenn sie nur nicht die Töne zu sehr hinaus und hinunterziehen würde und nicht „Bergeshöh“ statt Bergeshöh und „Brandt die Welle“ statt: Brandt die Welle singen wollte. Die Kompositionen mochten im Kleinen recht hübsch, zwar mit Arpeggiertem und Trillern, neigepfe, aber sonst recht nett und musikalisch. — Helmar Carneri-Kurz, ein etwas heiserer Salonopran, sang rhythmisch schlecht und auch sonst wenig erfreulich. Bon Kunst spürte man nur einiges beim Begleiter Georg Markowit. — Weit weit überlegen war die hier in Berlin ziemlich verlässene ältere Sängerin Anna Weitschil, früher eine italienische Berühmtheit. Ihre Stimme ist allerdings schon eine Ruine, aber ihre Seele lacht und wagt, und ihr Können ist ungeheuer. Ich hörte sie russische, hebräische und jüdische Stücke — ziemlich schlecht singen. Nur manchmal kam ein Laut wie aus einem tranken Wundervogel, der das Herz tief erzwärme. Und vorher, in einem anderen ihrer Abende, dessen erste Hälfte einfach unmöglich war, brachte sie, plötzlich wie erfüllt, G. u. d. Und das war ein großes Ereignis. Wer entrückt eine Sängerecke, ein Frauenchiffel!

Und da wir bei Ruhland sind, denke ich an das dritte Konzert des interessanten Sängers Alexander Alexandrowitsch. Auch dieser lyrische Tenor singt ungleich, nur darf man es ihm nicht so leicht verzeihen wie der Meissel, weil er sich oft zu sehr geben läßt. Wo er aber in der Mittellage verträumt und edel etwas Erleben-Schönes bringt, ist man ihm für lange Zeit dankbar. „Zu einträgn“, hörte ich eine Dame neben mir nach dem dritten Liede sagen, und ich wiederholte nach dem zehnten Liede: zu einträgn. Ob das Stück von Cui oder Borodin ist, immer ist es ein romantisches Gemächte von „Liebe“, Sehnsucht und sonst was. Sogar Sehnsucht nach den hell erleuchteten Salons von Jaroslaja Selo. Neben der sympathischen Sängerin Siobodskaja wirkte auch der Baritonist Rosenzweig mit, mit lyrisch weichen schönen Material, nur zu ängstlich und nicht genügend über dem Stoff stehend.

Helft dem russischen Volk!

Dem Internationalen Gewerkschaftsbund wird uns geschrieben: Die Bänderung der Hungernot in Russland ist ein entscheidende Frage für das gesamte internationale Proletariat. Der Hunger gefährdet die Errungenschaften der russischen Revolution. Er kann zu einem gefährlichen Bundesgenossen der Gegenrevolution werden als die zaristischen Generale Koltisch, Denikin, Judenitsch und Wrangel jemals gewesen sind.

Blockade, Bürgerkrieg und Hunger waren und sind die furchtbaren Feinde des russischen Volkes. Blockade und Bürgerkrieg werden von dem internationalen Kapital als Waffen benutzt, die russische Revolution tödlich zu treffen und Russland zum Freiwild der europäischen und amerikanischen Kapitalisten zu machen. Es darf nicht geschehen, daß auch die Hungernot zu solchen Zwecken mißbraucht wird.

Die Hilfe für das hungernde Russland ist eine Forderung der Menschlichkeit und der wirtschaftlichen Klugheit. Russland, sagte Lord Robert Cecil mit Recht, ist die alte Kornkammer Europas und der Welt. Wenn wir dieses gewaltige Land nicht wiederherstellen, so wird diese Kornkammer auf unabsehbare Zeit geschlossen werden.

Einmal hat die Welt in den letzten Jahren eine Katastrophe erlebt, die über neun Millionen Menschen das Leben kostete. Soll die Hungernot in Russland das große Sterben des Weltkrieges noch überbieten? Sollen Millionen von Kindern das Opfer politischer Botzartikler und kommerzieller Bedenken werden?

An diesem fahrhässigen Mord kann und will das Proletariat nicht mitteilhaftig werden. Die Oeffnen und Befrei der gefesselten Welt, alle menschlich Denkenden erheben Einspruch gegen eine Bekämpfung, die Schacher treibt, wo Menschenleben auf dem Spiel stehen.

Für das Vernichtungswerk des Krieges waren fünfzig Milliarden Pfund den beteiligten Regierungen nicht zu viel. Für die Bänderung der Not in Russland erscheinen ihnen 15-20 Milliarden Pfund als eine zu hohe Belastung.

Es genügt nicht, daß die Regierungen an die privaten Organisationen und das Rote Kreuz appellieren, ihre Sammlungen können die umfassende, tatkräftige Hilfe der Staaten nicht ersetzen. Was bisher geschehen ist, ist noch lange nicht genug.

Wenn es nicht gelingen sollte, der russischen Hungernot Herr zu werden, liegt es nicht daran, daß die verdienten Bemühungen der Völker dem Elend nicht stuern können. Es sind Vorräte genug vorhanden.

Aber das internationale Kapital und die ihm verbündeten Regierungen sind nicht großmütig, menschlich und weiblich genug, die Ueberflüsse ihrer Ernten den Hungernden zugute kommen zu lassen und Saatgetreide und landwirtschaftliche Maschinen für das kommende Jahr zu liefern.

Der mutige Freund des russischen Volkes, Ransen, hat in der Völkerversammlung im September darauf hingewiesen, daß in Argentinien ein solcher Ueberfluß an Getreide ist, daß man die Lokomotiven damit heizt. Er wies darauf hin, daß in den Speichern der Vereinigten Staaten Getreide verfaul, weil keine Käufer sich finden; ja allein die Ernteeüberschüsse Kanadas würden die dreifache Menge liefern können, die zur Rettung des russischen Volkes erforderlich ist.

Im Herrschaftsbereich des Kapitals fehlt jedoch der Wille, die gemeinsamen Interessen der Völker allen anderen voranzustellen.

Im Reich der Arbeit sind nationale Grenzen kein Hindernis kameradschaftlicher Hilfsbereitschaft. Die Arbeiter haben in Krieg und Frieden erlebt, was Hunger bedeutet. Es wird ihnen nicht schwer, von ihrem wenigen für ihre darbenenden Kameraden zu opfern.

Kameraden! Kinder verhungern: das erschütternde Elend, das in diesen zwei Worten beschlossen liegt, wird nirgends so tatkräftige Teilnahme erwecken wie bei Euch. Es kann ihnen nicht von heute auf morgen geholfen werden; immer wieder bedarf das Hilfswerk Eurer Opferwilligkeit, Eurer Gaben, um zum vollen Erfolg zu führen. Den Kindern und Kranken vor allem will der Internationale Gewerkschaftsbund helfen.

Von Pianisten hörte ich Sirota, Demetriescu, Gomez und Edm. Weiss. Die beste und klarste Technik hat Sirota; eine weiche, schmiegsame Hand, feines Schattierungsvermögen und selbstverständliche Virtuosität. Aber er spielt unbedeutend und lebt nicht tief und kühn mit den Werken mit. Das ist schon weit eher der Fall bei Demetriescu, dessen Bach- und Beethoven'sche Langeweile, und der in einem Orgelchoral-Vorpiel sein Bestes bot. Dieser Pianist besitzt Macht und Kraft in seinen Fingern. Mit welcher Lebhaftigkeit brachte er zuletzt die sehr schwere Degellocata in der Bearbeitung von Busoni! — Busoni selbst dirigierte im Konzert seines Schülers Weiss. Es war ein recht verunglückter Abend. Busoni war nicht in Stimmung, und Herr Weiss machte es in lässig resignierter Haltung seinem Meister nach. Hätte nur dieser junge Mann gut Klavier gespielt! Leider aber... Gomez und Sirota sind tüchtige Pianisten, der viel komponiert. Er läßt sich von Debussy und Brahms beeinflussen, und komponiert so, daß diese Meister einem spanisch vorkommen. Daß dies moderne spanische Musik ist, kann niemand behaupten.

Zum Erreuellchen der letzten Musikwoche gehörte der Abend des Geigers Kulekamps. Post. Das ist ein starker, natürlicher Köhner und ein sympathisch strebender Musiker, der sich einem schweren modernen Werke völlig hingeben kann, ohne die Darbietung dafür büßen zu lassen. Man achte auf diesen Namen, er wird bald zu den bestgenannten zählen. — Anna Hegner bringt in fünf Abenden fünfzehn Violinkonzerte. Das macht ihr wohl keine Frau nach. Sie spielt recht anständig, aber nicht mehr als dies. Besser träumen dürfte sie schon und statt dieses eher viel spielen, damit sie bessere Virtuosität sich erlinge.

Der zweite Melos-Kammermusik-Abend brachte Arthur Willners wenig interessante Fragen. Wenn man schon vor einem intimen Publikum eine Arbeit zwei oder gar drei mal wiederholen läßt, dann muß sie ja wirklich so aufzuführen, daß man immer von neuem das Stück miterlebt. Was aber konnte man bei Willner anderes erleben und lernen, als daß diese lehrmeisterlichen Stücke fast lassen! Sie arbeiten mit Sertführung, Trugschlus auf Septimenakkorden und hie und da, wie in der H-Moll-Suite, mit einem zarten, immer klar durchgeführten Einsatz. Der Pianist Rehberg spielte sie mit feinsten Abkühlung.

Ein Vortrag „Aus Schuberts Werkstatt“ von Johannes Felder bleibt noch zu erwähnen. Bedens Spezialität ist: Ausbeutung der musikalischen kleinsten Motive. Darin leistet er oft Vorzügliches. Bei der Analyse der ausgewählten „Momente musicaux“ folgte ihm verständnisvoll die Pianistin Charlotte Kaufmann. Und im ersten Satz des Follens-Quintetts, das sonst nicht ganz glatt von Statten ging, sang Nina Felder auf dem Cello die Anfangsmelodie des Liedes „Der Eichwald braulet, die Wolken ziehn“ innig und tonisch. Uebrigens: welche ein prächtiger, bahgeiger ist Martin Kästlin! Henry Christoffers lang Schubert-Lieder. Sein Vortrag ist nur bis zur Mittellage erträglich, doch ist sein Vortrag sehr besetzt, aber höchst ungleich, was an harter Nervosität schließen läßt.

Musik, Musik, und Musik! Man hört Lieder, Kammermusik, Chorwerke, Sinfonien, und immer wieder will man hören, mit dem Ohr die Welt auszulassen, mit einem einzigen Sinn sie erschöpfen und ausdeuten. Arno Nadel

Kameraden! Ihr seid die Vorkämpfer der Menschlichkeit. Millionen von Kindern sind in Russland von Hunger und Krankheit bedroht! Helft dem russischen Volk!

Anderungen der Leistungen an die Rentenempfänger

Das am 18. November im Reichstag verabschiedete Gesetz bringt eine ganze Reihe neuer und zum Teil komplizierter Änderungen in den Leistungen. Es ist dringend nötig, daß alle in Frage kommenden Rentenempfänger sich eingehend mit den Neuerungen befassen.

Zunächst muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß eine Erhöhung der Bezüge nur bei Bedürftigkeit eintritt. Bedürftig ist dessen Einkommen einschließlich der Rente 3000 M. nicht überschreitet. Für die invalide Witwe ist der Betrag auf 2100 M. und für die Witwe auf 1200 M. pro Jahr festgesetzt. Für jedes versorgungsberechtigte Kind unter fünfzehn Jahren erhöht sich der Betrag um 500 M. jährlich und bei mehr als drei Kindern für jedes weitere Kind auf 600 M.; ebenso für Elternlose, von dem Rentenempfänger unterhaltene Enkel. So weit die angeführten Sätze nicht erreicht werden, haben die Gemeinden eine Unterstützung zu gewähren, welche die Differenz beseitigt. Bei der Berechnung des Existenzminimums soll ein Arbeitsverdienst bis zu 2000 M. nicht angerechnet werden. Ebenso sollen unberücksichtigt bleiben Einkommen bis zu 600 M. jährlich aus öffentlichen oder privaten Versicherungsunternehmen auf Grund des Reichsversicherungs- oder anderer Militär-versorgungsgesetze sowie aus der knappschaftlichen Versicherung oder aus Sparguthaben. Die Bezüge der Hinterbliebenen sind hierbei zusammenzurechnen.

Das nachfolgende Beispiel mag dies näher erläutern: Die Rente eines Invaliden einschließlich der Zuschüsse beträgt 1650 M. Arbeitseinkommen ist vorhanden 4000 M.; 2000 M. werden nicht gerechnet, mithin bleiben zur Berechnung 2000 „ Spartzinseszinsen 50 „ Unfallrente 120 „ Insgesamt: 3220 M.

Der Invalide erhält keine Unterstützung, da das Existenzminimum mit 3000 Mark um 220 Mark überschritten ist. Hat der Invalide vier Kinder, so erhöht sich das Existenzminimum auf viermal 500 Mark auf 2000 Mark. Somit würde er noch 1750 Mark Unterstützung zu beanspruchen haben.

Erhält der Rentenempfänger in einer Anstalt (Invalidenheim, Altersheim u. dergl.) Wohnung und Verpflegung, so ist die Anstalt berechtigt, 1/4 der Bezüge in Anspruch zu nehmen. Die Rentenempfänger aus der Angestelltenversicherung fallen ebenfalls unter dieses Gesetz. Witwenrenten-Empfänger erhalten aber nur dann die Unterstützung, wenn sie selbst invalide im Sinne des Invalidenversicherungsgesetzes sind.

Die Unterstützungsanträge sind bei der Gemeindeverwaltung zu stellen. Diese legt die Unterstützung fest, zunächst unter Zuziehung von Personen aus den Kreisen der Berufsklassen und der Rentenempfänger. Gewerkschaften und Invalidenorganisationen müssen dafür sorgen, daß ihre Vertreter von der Verwaltung der Gemeinde hinzugezogen werden.

Das Gesetz wird nur dann einige Vorteile für die Rentenempfänger bringen, wenn sie auf ihre Rechte aufmerksam gemacht werden und einen Antrag bei der Gemeindeverwaltung stellen.

Kleine Nachrichten

Die lippische Landesbibliothek niedergebrannt. Dienstag nachmittag ist die lippische Landesbibliothek, ein vierstöckiges Gebäude, vollständig niedergebrannt. Die Bibliothek ist 1814 gegründet und umfaßt ca. 150 000 leihene Bände und Schriften, und war eine der größten Bibliotheken Deutschlands. Es sind etwa 30 000 Bände durch den Brand vernichtet. Der Schaden beläuft sich auf mehrere Millionen. 4 Schüler wurden bei den Löscharbeiten erheblich verletzt.

Elektrizität in der Pfalz. In Homburg in der Pfalz sind die Arbeiter der elektrischen Ueberlandzentrale Homburg wegen Lohnforderungen in den Ausstand getreten. Die ganze Westpfalz und Saarpfalz sind ohne Strom.

Flammenobdächer Kinder. Aus Lüneburg wird gemeldet: Montagabend gegen 11 Uhr brach in dem einsam gelegenen Forsthaus Elba ein Brand aus, der sich schnell über das ganze Gehöft verbreitete. Es war nicht möglich, etwas zu retten. Drei Kinder verbrannten, die anderen konnten gerettet werden. Auch alles Vieh wurde ein Opfer der Flammen. Es wird Brandstiftung vermutet.

Noch ein neues Theater. Ueber fast alle Fragen des Lebens gehen die Meinungen heutzutage meilenweit auseinander. Aber in einem Falle sind sich wohl alle einig: Berlin hat zu wenig, und zu wenig Theater. Es gibt noch ganze Straßen, in denen tatsächlich nicht ein Theater ist. Die Brüderstraße gehörte bis gestern dazu. Gestern aber hat sich dort ein neues Theater (endlich!) angebauet; es heißt: „Kammerspiele im Lessing-Museum“.

In einem mittelgroßen Zimmer hat man eine primitive Bühne aufgeschlagen. Hier, denkt man, wird es Dinge zu sehen und zu hören geben, für die auf den anderen Bühnen Berlins kein Platz ist: festsame, sonderbare, abwegige, unerbittlich eigenartige Dinge. — Statt dessen spielt man das harmlose Schauspiel eines Dänen, der Peter Egge heißt und kein Stück „Der Kaktus“ nennt. Die einzige Eigenart der Aufführung besteht darin, daß die Souffleure ebenso laut sprechen, wie die Schauspieler, so daß man alles doppelt hört. Abgesehen von dieser, mit bewundernswürdiger Konsequenz durchgeführten Eigenart, habe ich noch keine Dilettanten-Aufführung gesehen, die so langweilig, schlecht und überflüssig gewesen wäre wie dieser Theaterabend in der Brüderstraße. Die armen Schauspieler, die vergeblich gegen die übliche Stimmungslage des ohne innere Ueberzeugung ingenieurierten Abends ankämpften, konnten einem leid tun. Ich bin nach dem ersten Akt gegangen; es ist mir peinlich, der Blamaze anderer Leute zusehen zu müssen. H. S.

Der Dummkopf (Neues Theater am Zoo). Der Dummkopf soll ein Typ sein, etwa ein ins Luftspiel verschlagener Doktorjüngstlicher Idiot, und vor allem ein Typ wie der „Eingebildete Kranke“ oder sonst eine kollektive Reisterfigur, um die sich alles dreht. — In Ludwig Fuldas Lustspiel hinterläßt ein Kauz von Erbblut dem Dummhinter unter seinen Verwandten kein ganzes Vermögen. Der aber, ein tiefinnerlicher Naturphantast und wahrhaft einfältiger Menschenfreund, verschenkt es sofort an drei Jünglinge aus der Verwandtschaft, die es bald durchbringen. Dennoch „führt er die Braut heim“, die schöne, reiche Amerikanerin, nachdem sie die um sie werbenden Erben verjagt hat. — Man vertauscht die Zeiten, man stellt die Seele verkehrt ein, wenn man über die Fuldaschen geschick gedichteten Späße lacht. Diese Personen sind Puppen aus dem 18. Jahrhundert, die in modernen Kleidern stecken. Das spielt jeder, benutzt oder unbewußt.

Otto Trepler vom Burgtheater in Wien ist den Berlinern neu. Seine Komik und Herzlichkeit ist frisch und echt. Hansi Arnstadt, der zweite Gast, war nicht viel mehr als eine harmante Deutsch-Amerikanerin, und Meta Wünger eine prächtige heppende Mutter. Sie war sogar so gut, daß man sie und da glauben konnte, sie allein gäbten und niemand anders. A. N.

Die neue Nummer der „Freien Welt“ enthält folgende Beiträge: Emil Ginkler: „Ich suche Arbeit“ — Hellmuth Falkenfeld: Philosophen für und gegen die Revolution X: Popper, Langens, — August Strindberg: Der Sozialpalast von Gullst. Die Geschichte einer sozialistischen Gemeinschaft in Nordfrankreich. — Eugenie Iwisch: Die Reform des naturwissenschaftlichen Unterrichts. — Toni Kellen: Die Kriegskunst und Revolutionsbücherei in Stuttgart.

Der Kampf gegen den Wucher

Ausdehnung der Polizeimaßnahmen

Die Maßnahmen gegen den Lebensmittelwucher, die die Abteilung W (Wucherpolizei) des Berliner Polizeipräsidiums im Laufe des gestrigen Tages gegen zahlreiche Geschäfte durchgeführt hat, sind heute vormittag weiter fortgesetzt worden. Die Beamten haben die Weisung erhalten, mit erhöhter Genauigkeit, namentlich die Einkaufsbelege zu prüfen und durch Vergleich mit den Verkaufspreisen die Verdienstspreizeigerung ermittelt worden ist, wird Anzeige erstattet und die Beschuldigten der zuständigen Staatsanwaltschaft zur Einleitung eines Strafverfahrens wegen Preistreiberei und Wucher vorgeführt werden. Die Wucherpatrouillen sind heute vormittag namentlich im Osten der Stadt tätig. Es kann, wie die „Neue Berliner Ztg.“ erzählt, damit gerechnet werden, daß in wenigen Tagen sämtliche Berliner Lebensmittelgeschäfte von den Kontrollmaßnahmen der Abteilung W erfaßt worden sind. Die Kontrolle wird ab heute auch auf sämtliche Gegenstände des täglichen Bedarfs ausgedehnt werden.

Im übrigen berichtet die „Neue Berliner“ Schauer-geschichten, denen zufolge zahlreiche Lebensmittel- und Konfektionsgeschäfte durch rote Kreuze gezeichnet sein sollen, und zweifelt nicht daran, daß sie von einer geheimen Zentralstelle herrühren. Das ist schon möglich, wenn dieselbe auch eher in sehr viel weiter rechts stehenden Kreisen zu suchen sein dürfte als in denen der sogenannten Minderen, denen man vielleicht alles Mögliche nachsagen kann aber sicher nicht ein solches Kiesenmaß von Dummheit. Die Betroffenen, meldet das Blatt schließlich, werden von der Abteilung I A verhört und geben übereinstimmend an, nach einer „Anweisung von höherer Stelle“ gehandelt zu haben. Wir glauben bis zum Beweis des Gegenteils weder an diese Auslagen noch an die höhere Stelle. Die Kommunisten mögen keine großen Kirchenlichter sein, aber so borniert sind auch sie kaum, wie die Abteilung I A sich das vorstellt.

Die gefürchtete Konkurrenz

Streifdrohung der Bäckermeister.

Die Finanzlage der Stadt Berlin zwingt den Magistrat, alle Wege zu neuen Einnahmequellen zu gehen. So hat man denn auch die Brotkarten benutzt, um darauf Reklameteile zu drucken, da durch die weite Verbreitung der Brotkarte dieses Reklamemittel sehr wirksam ist und der Stadt große Summen einbringt. Mit demselben Recht, mit dem bisher die Schokoladenfabrik Sacotti und andere Firmen diese Reklame benutzt haben, hat nun auch die Konsumgenossenschaft Berlin Reklameteile aufgegeben. Sie lauten folgendermaßen:

100 000 Brote täglich können wir mit unseren 74 Doppel-ausgaben in unseren drei Backbäckereien herstellen.

Konsum-Genossenschaft Berlin und Umgegend.

Konsumanten, schließt Euch zusammen! Kauft nur im eigenen Geschäft! Pfefferkuchen, Torten, Weihnachtsstollen usw., Brot und Backwaren, kauft man sehr vorteilhaft in der Konsum-Genossenschaft Berlin und Umgegend. 152 Verkaufsstellen in Groß-Berlin.

Als die ersten dieser Karten ausgegeben waren, entstand bei den Bäckermeistern eine furchtbare Angst vor der Konkurrenz der Konsumgenossenschaft, und die Herren beschwerten sich beim Oberbürgermeister. Sie wagten sogar die Forderung aufzustellen, daß diese Karten für ungültig erklärt werden sollten, denn sie würden auf die Karten mit Reklamen der Konsum-Genossenschaft kein Brot ausgeben.

Der Magistrat beabsichtigte, daß durch die Drohung der Bäckermeister die Bevölkerung in die Gefahr einer Brotpreisergeraten könnte und es wurden tatsächlich die Brotkarten mit der Reklame des Konsums für ungültig erklärt. Wie der „Vorwärts“ nun mitteilt, hat gegen diese Anordnung die sozialdemokratische Stadtverordnetenfraktion folgenden Dringlichkeitsantrag eingebracht:

„Die Stadtverordnetenversammlung wolle beschließen, den Magistrat zu ersuchen, den Beschluß, durch den die Brotkarten mit der Anzeige der Konsum-Genossenschaft für ungültig erklärt sind, aufzuheben. Feinmann und Genossen.“

Es besteht wohl kein Zweifel darüber, daß dieser Antrag in der Stadtverordnetenversammlung die Stimmen aller drei Arbeiterpartei erhalten wird und diese unsinnige Verfügung aufgehoben werden muß. Es ist einfach eine Unverschämtheit von den Bäckermeistern, bestimmen zu wollen, welche Reklamen die Stadt Berlin auf ihre Brotkarten druckt.

Neue Erhöhung der Brotpreise in Aussicht?

Eine bürgerliche Korrespondenz meldet: Infolge der Erhöhung der Tariflöhne für die Arbeitnehmer im Backergewerbe (!) ist eine neue Heraufsetzung des Preises für Markenbrot und Gebäck notwendig. Im Berliner Magistrat finden deshalb heute Besprechungen mit den Organisationskommissionen der Bäckermeister statt, in denen neue Grundpreise festgelegt werden sollen. Wie registrierten diese Meldung und behalten uns vor, auf sie zurückzukommen.

Die Winterbeihilfe für die minderbemittelte Bevölkerung ist am Schluß der gestrigen Stadtverordnetenversammlung im Betrage von 9 Millionen Mark bewilligt worden.

Eine Steuer auf den Verzehr in Luxuslokalen. Die internationale Fraktion der Berliner Stadtverordnetenversammlung hat in der gestrigen Sitzung einen Dringlichkeitsantrag eingebracht, der folgenden Wortlaut hat: „Die Stadtverordnetenversammlung ersucht den Magistrat, beschleunigt den Entwurf einer Verbrauchssteuer für Luxuslokale und Vergnügungsorte vorzulegen.“ Da der Dringlichkeitsantrag nicht widersprochen wurde, ist anzunehmen, daß dieser Antrag auch angenommen wird. In Prag hat eine solche Steuer sehr erhebliche Mittel eingebracht; sie beträgt dort 20 Prozent und wird in 180 Lokalen erhoben, die nach besonderen Grundfähen ausgewählt worden sind. Die Steuer wird von allen Speisen und Getränken erhoben. In Berlin spielt sich ein großer Teil des Luxuskonsums in logenartigen Clubs ab. Es muß gefordert werden, daß auch diese Schlemmer- und Spielerstätten von der Steuer erfaßt werden.

Ungültigkeitserklärung der Teltower Kreiswahl. Das Oberverwaltungsgericht hat die Berufung des Teltower Kreistages zurückgewiesen und die Entscheidung des Bezirksauswahlschusses, monach die Wahlen zum Teltower Kreistag für ungültig erklärt wurden, bestätigt. Durch diese Entscheidung machen sich Neuwahlen nötig, die in spätestens sechs Wochen erfolgen müssen.

Eine empfindliche Störung des Telefonverkehrs macht sich seit heute früh in den Straßenläden in der Umgegend des Warenhauses Gerson geltend. Die Ursache der Störung ist in dem Bruch eines Hauptrohres der Wasserleitung des genannten Warenhauses zu erblicken. Unsere Redaktion ist bis auf weiteres von jedem Telefonverkehr abgeschnitten.

